

# Für unsere Kinder

Nr. 3 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

**Inhaltsverzeichnis:** Breite und Tiefe. Von Friedrich Schiller. (Gedicht.) — Der Schatten des Todes. Ein Märchen von Eugen Lewin-Dorisch. — Krieg und Frieden. Aus „Die Piccolomini“ von Friedrich Schiller. — Eine Flugmaschine für Kinder. Von A. Schulze. — Die Geschichte von Starr und Grausell. Von Selma Lagerlöf. (Fortf.) — Die Lichtfeinde. Von Hans Reiter. — Der junge Niese. Von Gebrüder Grimm. (Schluß.) — Der Frosch. Von Emma Dölg. (Gedicht.)

## Breite und Tiefe.

Von Friedrich Schiller.

Es glänzen viele in der Welt,  
Sie wissen von allem zu sagen,  
Und wo was reizet und wo was gefällt,  
Man kann es bei ihnen erfragen;  
Man dächte, hört man sie reden laut,  
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,  
Ihr Leben war verloren.

Wer etwas Treffliches leisten will,  
Hät' gern was Grosses geboren,  
Der sammle still und unerschläft  
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft  
Mit üppig prangenden Zweigen;  
Die Blätter glänzen und hauchen Duft;  
Doch können sie Früchte nicht zeugen;  
Der Kern allein im schmalen Raum  
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

○ ○ ○

## Der Schatten des Todes.

Ein Märchen von Eugen Lewin-Dorisch.

Das Fenster stand ein wenig offen. Es war eine finstere, feuchte Herbstnacht, und der Wind zog heulend und stöhnend um das Haus. Drinnen im Zimmer war es noch hell; die alte Hängelampe, die von der Decke herabhing, blickte mit ihren zarten gelben Strahlen müde und traurig im Raume umher.

„Ach, wie ärmlich und trostlos es in der Welt aussieht!“ sprach sie leise vor sich hin.

Ihre Flamme war klein und schwach. Zuweilen fuhr ein Windstoß durchs offene Fenster, dann flackerte sie ängstlich und drohte zu erlöschen.

„So lange bin ich nun schon hier,“ sprach sie weiter vor sich hin, „und immer habe ich, wenn ich des Abends aufwachte, nur Not und Leid in dieser Stube gefunden. Wie traurig muß das Leben der Menschen sein!“

Ja, wie traurig! Ein alter abgeschabter Tisch, ein Bett, ein Stuhl, das war so gut wie alles, was innerhalb der kahlen, mürrischen Wände stand; aber es war noch nicht das Traurigste. In dem Bett lag ein kleiner Knabe mit bleichen, schmerzvollen Zügen, und auf dem einzigen Stuhle neben ihm saß seine Mutter.

Wie lang und einsam sind die Nächte, in denen eine Mutter am Bett ihres kranken Kindes wacht! In ihren Augen schimmern heimliche Tränen, und ihre Gedanken zittern vor Furcht. Das blaße Licht der Lampe liegt auf ihren schmalen Wangen, und ein Traum tritt leise an sie heran, ganz leise, auf den Fußspitzen, um sie nicht aufzuschrecken. Sieht er nicht aus wie ihr Knabe, als er noch blühend und froh war, wenn er zärtlich ihre Hand faßte und eine scheue Bitte auf seinen Lippen lag...?

Draußen in der Herbstnacht war es still geworden, der Sturm hatte sich gelegt, in dem Zimmer hörte man nur das gleichmäßige Ticken der alten Wanduhr und die schnellen, kurzen Atemzüge des Kindes. Es schlief, von quälendem Fieber ermattet. Die Lampe blickte auf seine geschlossenen Augen und auf die kleinen bleichen Hände. Da wurde die Mutter von einer seltsamen Angst ergriffen.

„Ob es auch glückliche Menschen gibt?“ fragte sie zu der Wanduhr hinüber.

Die Wanduhr dachte nach. Ach, einst da war sie wohl ein munteres Ding gewesen und hatte den Lauf von frohen Stunden mit hellem Glockenton verkündet. Nun aber hing sie hier, seit manchem Jahr, zusammen mit der Hängelampe, und schlug den Takt zu der schweremühtigen Melodie dieses Lebens. Beide hatten sie getreulich versucht, Finsternis und Einsamkeit aus diesen vier Wänden zu verschrecken, die eine mit dem gelben Glanze ihrer kleinen

Flamme, die andere mit dem Gleichmaß ihres Pendelschlags. — Ob es auch glückliche Menschen gibt? sann die Wanduhr. Ach, ihre kleine Glocke mit dem hellen Tone war längst gesprungen.

„Tide klapp, tide klapp . . .“

„Glaubst du, daß das Kind sterben wird?“ fragte die Hängelampe nach einer kleinen Weile. Und die Wanduhr antwortete in trüber Ahnung:

„Tide klapp, tide klapp,  
Von der Wiege bis zum Grab  
Ist es nur ein kleiner Schritt.  
Tide klapp, ich wandre mit.“

Dann ward es still — und immer stiller. Die Mutter auf dem Stuhle war in Schlaf gesunken, sogar die matten Strahlen der Lampe schienen zu träumen. . . .

Da ging leise, unhörbar die Türe des Zimmers auf. Niemand bemerkte es, nur die Lampe erkannte, daß ein tiefer, düsterer Schatten auf der Schwelle stand, so dunkel wie die schwarze Nacht.

„Was für ein fremder Gast?“ flüsterte sie. Und stockend redete sie den Schatten an, der noch immer schweigend in der Türe stand:

„Woher kommst du?“

Ihre Strahlen begannen zu zittern und zu schwanke. Ob sie vielleicht jetzt sterben müsse . . .? Und sie dachte in ihrer Furcht, daß es doch besser für eine alte Lampe sei, zartes Licht des Nachts tröstend über das Leid der Menschen anzugießen.

„Woher kommst du? — Noch niemals sah ich einen solchen Schatten über die Schwelle dieses Zimmers treten.“

„Aus der Nacht,“ erwiderte der Schatten.

„Was willst du hier? Wie ein Feind stehst du da, als ob du schon unzählige Lichter in deiner Dunkelheit begraben hättest.“

„Ja, viele Lichter,“ sagte der Schatten.

„Und jetzt? jetzt willst du auch mich noch verschlingen? O, tue es nicht! Die kranken Menschen verlangen nach meinem Lichte; ihre Not und ihre Schmerzen wachsen in der Finsternis. Du aber kehre zurück in die Winternacht, aus der du kamst.“

„Nein!“ antwortete der Schatten, und seine Worte glichen schweren Steinen, die in die Tiefe stürzen. „Du irrst. Ich komme aus der Nacht, die stärker ist als alles Licht. Und wenn deine Flamme wie die Sonne wäre, du könntest mich von dieser Stätte nicht vertreiben. Ich suche auch nicht dich; magst du leuchten, so oft man dein Licht weckt. Ein

anderes Licht zu löschen begehre ich, die heilige Flamme einer Menschenseele!“

Die Lampe erschrak, und es war, als ob sie leise in sich hineinweinte wie ein vereinsamter Mensch. Der Schatten aber schritt ins Zimmer, langsam und gemessen, vorüber an der schlafenden Mutter zum Bett des Knaben. Der wachte auf, öffnete die Augen, und sah den Schatten neben sich stehen. Noch einmal erhob er den Kopf ein wenig, seine Lippen bewegten sich, als wollte er: Mutter! rufen, aber er vermochte es nicht mehr. Denn der Schatten beugte sich über sein bleiches Gesicht und schloß ihm die Augen. — — —

„Das war der Schatten des Todes,“ flüsterte die Lampe, die alles mitangesehen hatte.

Leise zog der Schatten die Türe hinter sich zu, und alles war wieder still im Zimmer wie zuvor.

„Wie einsam ist es hier!“ sprach die Lampe und blickte auf die schlafende Mutter. Die Wanduhr aber tickte ruhig und gemessen:

„Tide klapp, tide klapp,  
Von der Wiege bis zum Grab  
Ist es nur ein kleiner Schritt,  
Tide klapp, ich wandre mit.“

o o o

## Krieg und Frieden.

Aus „Die Piccolomini“ von Friedrich Schiller.

Octavio. Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.

Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen, — Du hast den Frieden nie gesehn! Es gibt Noch höhern Wert, mein Sohn, als kriegereisich;

Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg. Die großen, schnellen Taten der Gewalt, Des Augenblicks erstaunenswerte Wunder, Die sind es nicht, die das Beglückende, Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.

In Hast und Eile bauet der Soldat Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird Ein augenblicklich Brausen und Bewegen, Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind Bedeckt mit Fracht, es rührt sich das Gewerbe. Doch eines Morgens plötzlich siehet man Die Felte fallen, weiter rückt die Horde, Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt Der Acker, das zerstampfte Saatkfeld liegen, Und um des Jahres Ernte ist's getan.

Mag. O, laß den Kaiser Friede machen, Vater!

Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden

Fürs erste Weichen, das der März uns bringt,  
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio. Wie wird dir? Was bewegt dich  
so auf einmal?

Mag. Ich hab' den Frieden nie gesehn? —  
Ich hab' ihn

Gesehen, alter Vater, eben komm' ich —  
Setzt eben davon her — es führte mich  
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin  
Gekommen — O! das Leben, Vater,  
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben  
Des schönen Lebens öde Küste nur  
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,  
Das, in sein dumpfig enges Schiff gepreßt,  
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haust,  
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,  
Wo es die Diebeslandung wagen darf.  
Was in den innern Tälern Kösliches  
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist  
Auf unster wilden Fahrt uns nichts erschienen.  
Octavio (wird aufmerksam). Und hält' es diese

Reise dir gezeigt?

Mag. Es war die erste Muße meines Lebens.  
Sag mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,  
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,  
Das Herz mir öde ließ und unerquickt  
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?  
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,  
Der Pferde Wiehern, der Trompetenschmettern,  
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,  
Die Waffenübung, das Kommandowort —  
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.  
Die Seele fehlt dem wichtigen Geschäft —  
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio. Viel lerntest du auf diesem kurzen  
Weg, mein Sohn!

Mag. O schöner Tag, wenn endlich der  
Soldat

In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,  
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,  
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedens-  
marsch.

Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken  
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der  
Felder!

Der Städte Tore gehen auf, von selbst,  
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;  
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,  
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —  
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,  
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.  
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd  
strömt

Ein jauchzend Volk, mit liebend emstiger  
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —

Da schüttelt, froh des noch erlebten Tages,  
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.  
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,  
Das längst verlassne, ein; mit breiten Ästen  
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,  
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen.

o o o

## Eine Flugmaschine für Kinder.

Wer von euch hat noch nichts vom Grafen  
Zeppelin gehört? Ich glaube, ihr alle kennt  
diesen Namen, und viele von euch singen gar  
wie die Frankfurter Mädel und Buben das  
Liedlein:

Zeppelin hin, Zeppelin her,  
Zeppelin hat kein Luftschiff mehr.  
Zeppelin auf, Zeppelin nieder,  
Zeppelin hat sein Luftschiff wieder.  
Bipp, Bapp, Zeppelin,  
Das Luftschiff ist schon wieder hin.

Ihr wißt sicherlich, daß Zeppelins Luftschiff  
wieder geheilt ist. Nun denkt euch einmal, der  
berühmte Mann läme und würde alle Kinder  
zu einer Fahrt mit seinem schönen, großen  
Vogel einladen. Ein paar von euch hätten  
gewiß Angst und wollten lieber nicht mit; aber  
viele, viele belämen nur ein ganz klein wenig  
Herzklopfen und würden gern mitfahren. Frei-  
lich könnten die allermeisten von euch lange  
warten, bis die Reihe an sie käme. Die älteren  
und klügeren können es ausrechnen, wie lange  
ein Luftschiff braucht, um von einem Ende  
Deutschlands an das andere zu fliegen, wenn  
jedes der etwa 30 Millionen deutschen Kinder  
auch nur eine halbe Stunde lang mitfahren soll.  
Wem die Rechnung zu schwer ist, dem will ich  
es sagen: es braucht ungefähr 250 Jahre. Graf  
Zeppelin ist schon ein alter Mann, und wenn  
wir alle ihm noch so sehr wünschen, daß er  
recht lange am Leben bleibt, ich fürchte, eine  
so lange Fahrt erlebt er nicht mehr. Da fängt  
er gar nicht erst an, die Kinder zu einer Ballon-  
fahrt einzuladen.

Wenn ihr nun auch nicht Ballonfahren könnt,  
so sollt ihr euch doch an einer Flugmaschine  
erfreuen, die genau so stolz in die Lüfte steigt,  
wie Zeppelins Luftschiff. Und obendrein sollt  
ihr euch eure Flugmaschine selbst bauen. Ich  
will euch zeigen, wie man einen Drachen baut.  
Wohl höre ich ein paar naseweise Jungens  
lachen und sagen: „Das wäre aber was; wie  
man einen Drachen baut, wissen wir schon  
lange.“ Nur gemacht, meine Freunde; einige  
mögen es wissen, aber viele haben doch schon

der Mutter den ganzen Stubenboden verpappt und verkleistert und doch nur ein Kunstwerk zustande gebracht, das wohl ungefähr aussieht wie ein Drachen, aber durchaus nicht fliegen will. Also paßt gut auf!

Beim Schreiner holt ihr ein Leistchen aus gutem, biegsamem Tannenholz, 75 Zentimeter lang, 15 Millimeter breit und 3 bis  $3\frac{1}{2}$  Millimeter dick. Dann braucht ihr ein Stück spanisches Rohr (Meerrohr), 65 Zentimeter lang und ungefähr 5 Millimeter dick. Das spaltet ihr der ganzen Länge nach in zwei Teile, von denen ihr nur den einen verwendet. Wie wäre es, wenn ihr eurem Lehrer den Vorschlag machtet, er solle euch seinen Rohrstock dazu schenken? Ihr versprecht ihm, recht brav zu sein, daß er ihn nicht mehr braucht. Ist der Rohrstock dicker als 5 Millimeter, so könnt ihr ihn auch in vier Teile spalten. In Ermangelung eines spanischen Rohres müß es auch mit einem Weiden- oder Haselnußgertlein gehen.

Nun nehmt ihr genau die Mitte des abgespaltenen Rohrstücks, schlägt einen Zigarrenkastennagel durch und befestigt damit das Rohr auf die 15 Millimeter breite Fläche des Tannenholzleistchens und zwar 9 Zentimeter von dessen oberem Ende entfernt. Diese genagelte Stelle müßt ihr des festen Haltens wegen noch ein paarmal mit Bindfaden umwickeln. Das Rohrstück muß so befestigt sein, daß es sich wie der Bogen einer Armbrust leicht etwas herunterbiegen läßt und wieder zurückfedert. Nun meßt ihr vom unteren Ende des Leistchens aus einen Zentimeter ab und macht dort mit einem Laubfäßebohrer oder mit einer glühenden Stricknadel ein Loch durch das Leistchen und einen Zentimeter über diesem noch ein zweites Loch. Das erste davon dient später zur Befestigung des Drachenschwanzes.

An jedem Ende des aufgenagelten Rohres bindet ihr eine 60 Zentimeter lange, starke, aber nicht dicke Schnur fest; am besten bohrt ihr zu diesem Zwecke ebenfalls kleine Löcher durch das Rohr. Ihr könnt aber auch vorsichtig eine kleine Kerbe in die Rohrenden schneiden, etwa so, als ob ihr eine Peitschenschnur am Stiel befestigen wolltet. Die Enden dieser Schnüre zieht ihr durch das zweite Loch im Leistchen und bindet sie dort fest. Die Länge der festgebundenen Schnur, die vom Leistchen bis zu dem heruntergebogenen Rohr geht, soll auf beiden Seiten genau gleich sein und etwa 55 Zentimeter betragen. Nun habt ihr schon ein Gestell, das die bekannte Drachenform zeigt, doch fehlt noch die Spitze

oder Nase. Also frisch ans Nasenmachen! Einen Zentimeter vom oberen Ende des Leistchens bohrt ihr ein Loch, zieht eine starke Schnur durch und bindet die beiden Enden links und rechts in einer Entfernung von 6,5 Zentimeter vom Leistchen aus gerechnet an dem Rohrbogen fest. Durch Einschlagen je eines kleinen Zigarrenkastennagels müßt ihr dafür sorgen, daß die auf dem Rohrbogen festgebundene Schnur sich nicht verschieben kann. Jetzt ist das Gestell zum Bekleben fertig.

Am solidesten wird der Drachen, wenn ihr das Gestell mit dünner Leinwand oder Pausleinwand beklebt; es genügt aber im Notfall auch Zeitungspapier. Nehmen wir an, ihr habt nur Zeitungspapier, weil eure Eltern nicht reich sind. Ihr legt das Gestell mit der glatten Seite des Leistchens auf einen genügend großen Bogen Papier und schneidet rund herum das Papier ab, wobei ihr aber über das Gestell hinaus ringsum zirka 2 Zentimeter zugeben müßt. Überall wo Schnüre sind, schlägt ihr den vorstehenden Rand des Papiers um diese herum und klebt ihn mit dem darunterliegenden Papier zusammen. Dort, wo das Papier um den Rohrbogen herumgeschlagen wird, müßt ihr vorher noch Einschnitte in den Rand machen, damit das Papier sich der Bogenform anpaßt. An das Leistchen soll das Papier nicht angeklebt werden. Zum Kleben verwendet ihr bei einem Papierdrachen Stärke- oder Mehlkleister. Habt ihr aber das Gestell mit Leinwand bespannen können, so müßt ihr Tischler- oder Fischleim nehmen. Eure Arbeit ist noch nicht zu Ende. Dem Drachen fehlt noch einiges. Vor allem die sogenannte Bauchfodel. Damit ihr sie befestigen könnt, müßt ihr in das Leistchen zwei Löcher bohren. Das eine davon muß sich 13 Zentimeter vom oberen Ende befinden, das andere 22 Zentimeter vom unteren Ende. Darauf nehmt eine 60 Zentimeter lange starke Schnur und fahrt mit je einem ihrer Enden von vorne, also von der glatten Drachenseite aus, durch je eines der Löcher. Die Enden müssen hinten große Knoten erhalten, so daß die Schnur, die Bauchfodel, nicht durch die Löcher im Leistchen durchrutschen kann. Jetzt schnitzt ein rundes Hölzchen, etwa 4 Millimeter dick und  $2\frac{1}{2}$  Zentimeter lang, macht auf der glatten Drachenseite eine kleine Schlaufe in die Bauchfodel und steckt das Hölzchen hindurch. Es sitzt nun fest in der Bauchfodel und zwar etwa 17 Zentimeter vom oberen und etwa 35 Zentimeter vom unteren Befestigungs-

ende aus. An diesem Hölzchen befestigt man den Bindfaden, an welchem man den Drachen hochläßt, und den man auf ein Holz aufwickelt.

Nun fehlt noch der Schwanz. Ihr nehmt eine zirka 20 Meter lange Schnur, macht alle 40 Zentimeter eine Schlaufe, durch die ihr Röllchen (aus Zeitungspapier 15 auf 15 Zentimeter im Quadrat) steckt und festknüpft. Das eine Ende zieht ihr durch das oben erwähnte Loch im Leisichen und bindet es fest, an das andere Ende hängt ihr am besten ein kleines Leinwandtäschchen, das ihr nach Bedarf mit etwas Sand füllt und dann zubindet. Um den Drachen steigen zu lassen, wickelt ihr zirka 50 Meter Bindfaden vom Holz ab. Einer von euch hält den Drachen, der Schwanz muß ausgestreckt vor diesem auf dem Boden liegen. Auf den Ruf „Los!“ springt euer Freund mit der Schnur einige Schritte, und wenn der Drachen genau nach obiger Anleitung gemacht worden ist, wird er bei mäßigem Winde sofort steigen und schön stehen. Wackelt er stark hin und her, so ist der Schwanz zu leicht und es muß im Täschchen etwas Sand nachgefüllt werden. Das muß auch geschehen, wenn er rasche Kreise um die Schnur macht, sogenannte Schieber. Liegt der Drache zu flach, so muß das Hölzchen in der Bauchlordel etwas tiefer gesetzt werden, steht er dagegen fast senkrecht, dann sitzt das Holz zu tief.

Bittet die Mutter, den Vater oder eines der größeren Geschwister um Beihilfe, damit ihr einen hübschen Drachen bauen könnt. Und ist das Werk gelungen, so probiert euer Glück mit dem Steigenlassen. Bedenkt aber, noch nie ist ein Meister vom Himmel gefallen. Auch das Drachensiegenlassen will gelernt sein.

Ich wünsche euch viel Glück, guten Wind und eine recht lange Schnur.

A. Schulze, Ingenieur.

o o o

## Die Geschichte von Karr und Graufell.

(Fortsetzung.)  
Von Selma Lagerlöf.

Karr war ganz ruhig hinter dem Waldhüter hergelaufen; aber als dieser umkehrte und den Weg nach seiner alten Heimstätte einschlug, wurde er unruhig. Ach, nun hatte der Waldhüter gewiß herausgefunden, daß Karr es gewesen war, der an dem Tode der Elchhuh schuld war, und nun führte er ihn nach dem Herrenhof, damit er dort noch vor seinem Tode seine Schläge bekomme.

Aber Schläge bekommen, das war das Schlimmste, was Karr widerfahren konnte, und bei dieser Aussicht konnte er den Mut kaum noch aufrecht erhalten. Er ließ den Kopf hängen, und als die beiden den Herrenhof erreichten, sah Karr gar nicht auf, sondern tat, als erkenne er keinen Menschen.

Der gnädige Herr stand auf der Treppe, als der Waldhüter ankam. „Was haben Sie denn da für einen Hund, Waldhüter?“ fragte er. „Das ist doch wohl nicht unser Karr, der mühte doch schon längst erschossen sein?“

Der Waldhüter erzählte nun von den Elchen; Karr aber machte sich so klein wie nur möglich und verkroch sich hinter den Beinen des Forstwarts, damit man ihn nicht sehe.

Aber der Forstwart erzählte die Geschichte nicht so, wie Karr gedacht hatte. Er lobte Karr über die Maßen und sagte, der Hund habe offenbar gewußt, daß die Elche in Not gewesen seien und habe sie retten wollen.

„Nun können der gnädige Herr mit dem Hund machen, was Sie wollen; ich kann ihn nicht erschießen,“ sagte der Forstwart zum Schluß.

Der Hund richtete sich auf und horchte. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, und obgleich er nicht zeigen wollte, wie groß seine Angst gewesen war, konnte er ein leises Wellen doch nicht unterdrücken. War es wirklich möglich, daß er das Leben behalten durfte, nur weil er so besorgt um die Elentiere gewesen war?

Der gnädige Herr fand auch, daß Karr sich gut benommen hatte; da er ihn aber unter keinen Umständen wieder auf dem Hofe haben wollte, wußte er nicht gleich, was er sagen sollte.

„Ja, wenn Sie ihn versorgen wollen, Waldhüter, und mir dafür einstehen, daß er sich künftig besser auführt, dann mag er am Leben bleiben,“ sagte er schließlich. Der Waldhüter war bereit, Karr zu sich zu nehmen; und so kam Karr zu dem Waldhüter.

### Graufells Flucht.

Von dem Tage an, wo Karr zu dem Waldhüter kam, gab er das unerlaubte Jagen vollständig auf. Nicht allein, weil er einen so heilsamen Schrecken davongetragen hatte, sondern vielmehr, weil er nicht wollte, daß der Waldhüter böse auf ihn würde. Denn seit der Waldhüter ihm das Leben gerettet hatte, liebte er ihn über alles in der Welt. Karr hatte keinen anderen Gedanken mehr, als seinem neuen Herrn überall nachzulaufen und auf ihn aufzupassen. Wenn dieser ausging, rannte Karr

voraus und untersuchte den Weg, und wenn er daheim war, lag Karr vor der Türe und beobachtete alle Aus- und Eingehenden mit scharfem Auge.

Wenn im Waldhaus alles ganz still war, wenn ringsum kein Schritt laut wurde und Karrs Herr sich an den jungen Bäumchen, die er in seinem Garten heranzog, zu schaffen machte, vertrieb sich Karr die Zeit damit, mit den Gleichälbchen zu spielen.

Im Anfang hatte Karr gar keine Lust verspürt, sich mit dem Tier abzugeben. Da er aber seinem Herrn auf Weg und Steg nachlief, kam er auch mit ihm in den Stall, und während dieser das Kälbchen mit Milch tränkte, saß Karr vor dem Stande und schaute zu. Der Waldhüter nannte das Kälbchen Graufell; er meinte, einen feineren Namen verdiene es nicht, und darin stimmte Karr mit seinem Herrn überein. So oft er das Kälbchen ansah, meinte er, seiner Lebtag noch nie etwas so Häßliches und Unförmliches gesehen zu haben. Das Kälbchen hatte lange schlotterige Beine, die wie lose Stelzen unter seinem Körper saßen. Der Kopf war sehr groß; er hatte ein gleichsam greisenhaftes Aussehen und hing immer auf die eine Seite herunter. Die Haut saß runzelig auf dem Körper, als hätte das Tier einen Pelz an, der nicht für es gemacht worden wäre. Auch sah es immer gedrückt und mißmutig aus; aber merkwürdigerweise stand es stets schnell auf, sobald es Karr vor dem Stande erblickte, wie wenn es sich über den Anblick des Hundes freute.

Mit jedem Tage wurde das Gleichälbchen elender; es wuchs nicht, und schließlich konnte es sich nicht einmal mehr aufrichten, wenn es Karr sah. Einmal sprang der Hund zu ihm in den Stand hinein, und da leuchteten die Augen des Kälbchens auf, wie wenn ihm ein besonderer Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Von dieser Zeit an besuchte Karr das Kälbchen jeden Tag; er blieb stundenlang bei ihm, leckte ihm den Pelz, spielte und scherzte mit ihm und teilte ihm dies und das mit, was ein Tier des Waldes wissen sollte.

Und es war merkwürdig, von dem Tage an, wo Karr auf den Gedanken kam, zu dem Kälbchen hineinzugehen, begann dieses zu wachsen und zu gedeihen. Als es dann erst ein wenig zu Kräften gekommen war, nahm es in wenigen Wochen ungeheuer zu, und schon nach kurzer Zeit hatte es keinen Platz mehr in dem kleinen Stande, sondern mußte in einem Gehege untergebracht werden. Und

nach ein paar weiteren Monaten waren seine Beine so lang geworden, daß es mit Leichtigkeit über die Hecke hätte springen können.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

## Die Lichtfeinde.

„Jetzt brauchen wir das Licht nicht mehr zu fürchten!“ jubelten die Maulwürfe und die Gulen. „Wir haben der Sonne Vernichtung angedroht, wenn sie noch einmal scheinen sollte!“

Gans Netter.

o o o

## Der junge Riese.

Von Gebrüder Grimm.

(Schluß.)

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Vorwerk und fragte den Amtmann, ob er keinen Großknecht nötig hätte. „Ja,“ sagte der Amtmann, „ich kann einen brauchen; du siehst aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermag, wieviel willst du Jahreslohn haben?“ Er antwortete wiederum, er verlangte gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollte er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann zufrieden, denn er war auch ein Geizhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren, und die anderen Knechte waren schon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an: „Steh auf, es ist Zeit, wir wollen ins Holz, und du mußt mit.“ „Ach,“ sagte er ganz grob und trotzig, „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm, der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit ins Holz fahren. Der Amtmann sagte, sie sollten ihn noch einmal wecken und ihn heißen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher: „Geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da stieg er endlich aus den Federn, holte sich aber erst zwei Schffel voll Erbsen vom Boden, kochte sich einen Brei und aß den mit guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr ins Holz. Nicht weit vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stille halten, und er ging hinter den Wagen, nahm Bäume und Reisig und machte da eine große Hücke (Verhack), so daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vor's Holz kam, fuhren

die anderen eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da sprach er zu ihnen: „Fahrt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Hause.“ Er fuhr gar nicht weit ins Holz, riß gleich zwei der allergrößten Bäume aus der Erde, warf sie auf den Wagen und drehte um. Als er vor der Hude anlangte, standen die anderen noch da und konnten nicht durch. „Seht ihr wohl,“ sprach er, „wärt ihr bei mir geblieben, so wärt ihr ebenso schnell nach Hause gekommen und hättet noch eine Stunde schlafen können.“ Er wollte nun zufahren, aber seine Pferde konnten sich nicht durcharbeiten, da spannte er sie aus, legte sie oben auf den Wagen, nahm selber die Deichsel in die Hand, und hü! zog er alles durch, und das ging so leicht, als hätte er Federn geladen. Wie er drüber war, sprach er zu den anderen: „Seht ihr wohl, ich bin schneller hindurch als ihr,“ fuhr weiter, und die anderen mußten stehen bleiben. In dem Hofe aber nahm er einen Baum in die Hand, zeigte ihn dem Amtmann und sagte: „Ist das nicht ein schönes Klosterstück?“ Da sprach der Amtmann zu seiner Frau: „Der Knecht ist gut; wenn er auch lang schläft, er ist doch eher wieder da als die anderen.“

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr; wie das herum war und die Knechte ihren Lohn kriegten, sprach er, es wäre Zeit, er wollte sich auch seinen Lohn nehmen. Dem Amtmann ward aber angst vor den Streichen, die er kriegen sollte, und bat ihn inständig, er er möchte sie ihm schenken, lieber wollte er selbst Großknecht werden, und er sollte Amtmann sein. „Nein,“ sprach er, „ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber austeilen; was bedungen ist.“ Der Amtmann wollte ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu allem „nein“. Da wußte sich der Amtmann nicht zu helfen und bat ihn um vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinnen. Der Großknecht sprach, die Frist sollte er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, sie sollten sich bedenken und ihm einen Rat geben. Die Schreiber besannen sich lange, endlich sagten sie, vor dem Großknecht wäre niemand seines Lebens sicher, der schläge einen Menschen wie eine Mücke tot. Er sollte ihn heißen in den Brunnen steigen und ihn reinigen, wenn er unten wäre, wollten sie einen von den Mühlsteinen, die da lägen, herbeivolten und ihn auf den Kopf werfen, dann würde er nicht

wieder an des Tages Licht kommen. Der Rat gefiel dem Amtmann, und der Großknecht war bereit, in den Brunnen hinabzu steigen. Als er unten auf dem Grund stand, rollten sie den größten Mühlstein hinab und meinten, der Kopf wäre ihm eingeschlagen; aber er rief: „Jagt die Hühner vom Brunnen weg, die krähen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann.“ Da rief der Amtmann: „Husch! husch!“ und tat, als scheuchte er die Hühner weg. Als der Großknecht mit seiner Arbeit fertig war, stieg er herauf und sagte: „Seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband um,“ da war es der Mühlstein, den er um den Hals trug. Der Großknecht wollte jetzt seinen Lohn nehmen, aber der Amtmann bat die wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit. Die Schreiber kamen zusammen und gaben den Rat, er sollte den Großknecht in die verwünschte Mühle schicken, um dort in der Nacht Korn zu mahlen; von da wäre noch kein Mensch morgens lebendig herausgekommen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann, er rief den Großknecht noch denselben Abend und hieß ihn acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch mahlen; sie hätten's nötig. Da ging der Großknecht auf den Boden und tat zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einem Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust und ging also beladen nach der verwünschten Mühle. Der Müller sagte ihm, bei Tag könnte er recht gut da mahlen, aber nicht in der Nacht, da wäre die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen wäre, den hätte man am anderen Morgen tot darin gefunden. Er sprach: „Ich will schon durchkommen, macht Euch nur fort und legt Euch aufs Ohr.“ Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf. Gegen elf Uhr ging er in die Müllerstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein Weilschen da gefressen hatte, tat sich auf einmal die Türe auf und kam eine große, große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da, der's auftrug. Und danach rückten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die hantierten mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnte er nichts sehen. Da er hungrig war und die Speisen sah, so setzte er sich auch an die Tafel, aß mit und ließ sich's gut schmecken. Als er satt war und die anderen ihre Schüsseln auch

ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgepust, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfinster war, so kriegte er so etwas wie eine Ohrfeige ins Gesicht. Da sprach er: „Wenn noch einmal so etwas kommt, so teil' ich auch wieder aus.“ Und wie er zum zweitenmal eine Ohrfeige kriegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er nahm nichts umsonst, sondern gab reichlich zurück und schlug nicht faul um sich herum; bei Tagesanbruch hörte alles auf. Wie der Müller aufgestanden war, wollt' er nach ihm sehen und verwunderte sich, daß er noch lebte. Da sprach er: „Ich habe mich satt gegessen, habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgeteilt.“ Der Müller freute sich und sagte, nun wäre die Mühle erlöst, und wollte ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber: „Geld will ich nicht, ich habe doch genug.“ Dann nahm er sein Mehl auf den Rücken, ging nach Hause und sagte dem Amtmann, er hätte die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht angst; er wußte sich nicht zu lassen, ging in der Stube auf und ab, und die Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne herunter. Da machte er das Fenster auf nach frischer Luft, ehe er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hineinfiel, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns: „Kommt er nicht wieder, so müßt Ihr den anderen Streich hinnehmen.“ Sie rief: „Nein, nein, ich kann's nicht aushalten,“ und machte das andere Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirne herunterliefen. Da gab er ihr einen Tritt, daß sie gleichfalls hinausfiel, und da sie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief: „Komm doch zu mir,“ sie aber rief: „Komm du zu mir, ich kann nicht zu dir.“ Und sie schwebten in der Luft und konnten keins zum anderen kommen, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Riese aber nahm seine Eisenfange und ging weiter.

o o o

### Der Frosch.

Von Emma Dölg.

Auf dem Mummelblatt, so breit,  
Sitzt ein Frosch zur Herbstzeit.

Schon die Sträucher blätterleer,  
Nebel ziehen dick und schwer.  
Spricht der Frosch und seufzet recht:  
„Ach, wie sind die Zeiten schlecht!  
Keine Fliege kommt daher,  
Nicht ein winz'ges Mücklein mehr.  
Keine Schnecke ist zu sehn,  
Nein, 's ist wirklich nicht mehr schön.  
Grade jetzt, wo man gedacht,  
Daß uns endlich Ruhe lacht!  
Ja, die Weihe zog vom Ort,  
Und der böse Storch ist fort.  
O, ich weiß es noch wie heut,  
Wie sich jeder Frosch gefreut,  
Als die Störche, stolz und lähn,  
Hier beschlossen fortzuzieh'n.  
Hei, das war ein lust'ges Ding,  
Und wie schnell das alles ging!  
Und vor Freude gaben wir  
Noch ein Abschiedslied dafür.  
Leider störte den Gesang,  
Daß ein Storch den Baß verschlang. —  
Ach, er war so dick und fett —  
Aber sonst war's doch ganz nett!  
Tags darauf, da fühlten wir,  
Daß wir jetzt die Herren hier.  
Schmausten ohne Unterlaß,  
Übten einen neuen Baß.  
Nur die Maus, das dumme Tier,  
Störte unsern Frieden schier,  
Schleppte Körner in ihr Loch,  
Meint: zum Winter brauchst sie's doch.  
Als ob man, Pozelement,  
Solche Winternacht nicht kennt!  
Schläft man doch wie immer ein,  
's mag wohl etwas länger sein.  
Wacht man auf, so ist's wie jetzt,  
Reicher nur der Tisch besetzt.  
Alles summt und brummt und kriecht,  
Nur, daß es noch besser riecht.  
Und darum: das Sammeln gehn  
Kann ich wirklich nicht verstehn.  
Doch jetzt weht ein kalter Hauch,  
Und so müde bin ich auch.  
Quak, da geh ich in mein Haus,  
Kurx! wie dumm ist doch die Maus!“

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Jettin (Bundel), Wilhelmsböde,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.